

Vortrag zum Gedenken an Pfarrer Prof. Dr. Harmannus Obendiek

Festakt am 8. Mai 2025 – Immanuelkirche, Kulturzentrum Immanuel

"Die Verkündigung des Wortes Gottes ist keine innerkirchliche Angelegenheit, sondern eine öffentliche Tat in der Welt."

(Harmannus Obendiek, 1942)

Mit diesem Satz bringt Harmannus Obendiek auf den Punkt, was ihn zeitlebens antrieb: Die Kirche, und mit ihr der Pfarrer, steht nicht abseits. Sie steht mitten in der Welt, und das bedeutet: auch in der Verantwortung.

Harmannus Obendiek wurde 1894 in Weener in Ostfriesland geboren. Seine Eltern waren lutherisch. Getauft wurde er lutherisch – in einer Region, in der die lutherische Prägung ohnehin überwiegt. Früh war er umgeben von verschiedenen protestantischen Strömungen. Doch seine persönliche Frömmigkeit entwickelte sich nur zögerlich. Die Gottesdienste empfand er als langweilig, der Glaube erschien ihm wie eine Pflichtübung. Und doch wollte er selbst einmal predigen.

Er begann das Theologiestudium nicht aus tiefem Glauben, sondern aus Tradition.

Rückblickend schreibt er:

"Ich glaubte etwas von Gott zu wissen, und doch war dieses Wissen um Gott nicht im heißen Kampf errungen. [...] Ich glaubte, weil es mir im Elternhaus, in Schule und Kirche so gesagt war."

Der Erste Weltkrieg unterbrach sein Studium. Er kehrte körperlich unversehrt zurück – innerlich jedoch aufgewühlt. In dieser Zeit gewann das Gebet eine neue Bedeutung für ihn. Nicht als religiöse Pflicht, sondern als Lebensform.

"Das Gebet ist die Form, in der das Gewissen Gottes Stimme hört."

Nach dem Krieg übernahm er drei kleine reformierte Gemeinden in Ostfriesland. Er heiratete, gründete eine Familie. Besonders prägend war sein Sohn Diedrich, der mit einer Behinderung lebte. Für Obendiek war dies keine private Randnotiz, sondern eine existentielle Herausforderung – und eine geistliche Schule. Diedrich starb 1940 im Alter von fast 17 Jahren. Der Schmerz über diesen Verlust war groß, aber er wurde nicht ausgeklammert, sondern Teil seiner Theologie. Obendiek predigte nicht über ein Leben ohne Leid, sondern über das Vertrauen, das im Leiden nicht zerbricht.



Ein entscheidender Einfluss blieb seine Mutter Etje Lünemann. Ihr verdankte er viel – seelsorgerlich wie geistlich. Mehrfach wurde er für andere Pfarrstellen angefragt, auch für Barmen-Gemarke. Doch er lehnte ab. Erst nach dem Tod seiner Mutter im Jahr 1928 sah er sich frei, einen Wechsel zu wagen. 1931 kam er nach Barmen.

Seine Dissertation hatte er über „den Teufel bei Martin Luther“ geschrieben. Obwohl er reformiert war, faszinierte ihn Luthers Ringen mit Gott, seine Radikalität, sein Mut zur Zuspitzung.

„Luther hat den Mut, mit Gott zu streiten – das hat mich mehr gelehrt als zehn Jahre Dogmatik.“

Obendiek wollte keine Theologie aus dem Elfenbeinturm. Er wollte, wie er es einmal nannte, eine Theologie „mit Taufwasser, Tränen und Tischgemeinschaft“. Eine Theologie, die trägt – auch in der Gefahr. Denn die sollte bald kommen.

Als Harmannus Obendiek 1931 seinen Dienst in Barmen-Gemarke antrat, war es eine Zeit des Umbruchs – politisch, gesellschaftlich, auch innerkirchlich. Er kam in eine Gemeinde mit reformierter Prägung, in eine Stadt mit großen sozialen Spannungen, und in eine Kirche, die kurz darauf auf die größte Herausforderung ihrer jüngeren Geschichte zusteuern sollte: die Gleichschaltung unter den Nationalsozialisten.

Früh wurde Obendiek klar, dass es nicht reichte, nur zu predigen. Er musste Stellung beziehen. In einem Brief aus dem Jahr 1932 – also noch vor der sogenannten „Machtergreifung“ – schrieb er:

„Schon die inoffizielle Verhandlung mit einer Partei oder ihren Vertretern schlägt der Kirche Fesseln an.“

Er war Teil der jungreformatrischen Bewegung, die sich gegen die Deutschen Christen stellte. Und als 1934 in der benachbarten Gemarker Kirche die Barmer Theologische Erklärung verabschiedet wurde, war Obendiek einer der Männer im Hintergrund: beratend, schreibend, streitend. Auf sein Drängen, so wird überliefert, wurde der Hinweis auf den Heiligen Geist in These 3 ergänzt:

„Kirche ohne den Heiligen Geist ist Organisation ohne Leben.“

Doch seine eigentliche Arbeit geschah in der Gemeinde. Obendiek ließ sich nicht von kirchenpolitischen Vorgaben einschüchtern. Als das gewählte Presbyterium seiner



Gemeinde abgesetzt wurde, führte er es im Verborgenen weiter. Im Kirchenbuch tauchte es nicht mehr auf – aber es blieb lebendig.

Er predigte, wo er nicht predigen durfte. Er unterrichtete Theologiestudierende an der verbotenen Kirchlichen Hochschule. Unter ihnen war auch Walter Posth, der später selbst Pfarrer wurde – hier, ganz in der Nähe, in Wichlinghausen. Heute erinnert der Walter-Posth-Platz, nur wenige Gehminuten bergauf von der Immanuelskirche, an diesen Schüler Obendieks.

Für Walter Posth war es eine echte Prüfung – im theologischen Sinne wie ganz praktisch. Denn er wurde in einer Zeit geprüft, in der die Kirchliche Hochschule verboten war, das Prüfungsrecht der Bekennenden Kirche nicht anerkannt wurde und die Gestapo genau hinsah.

Dass diese Prüfung dennoch stattfand, war Obendiek zu verdanken. Er bestand darauf, gründlich zu prüfen, mit theologischer Tiefe und seelsorgerlichem Blick. Für ihn war klar: Wer zum Pfarramt berufen ist, muss ernst genommen werden – selbst, wenn das System ihn nicht anerkennt.

Obendiek war kein Symbolpfarrer, sondern einer, der im Verborgenen wirkte – standhaft, gewissenhaft, verantwortungsvoll. Er lebte, was er lehrte. Und er verlangte nicht weniger von denen, die ihm nachfolgen wollten.

Die Gestapo ließ ihn beobachten, mehrmals wurde er verhört und sogar verhaftet. In einem seiner Texte schreibt er:

„Furcht ist kein theologischer Begriff.“

1933, 1935, 1938 – die Konflikte wurden schärfer. Doch Obendiek hielt an seiner Linie fest. Für ihn war klar: Die Verkündigung darf nicht verstummen – nicht im Kirchenkampf, nicht im Krieg.

Die Bombennächte des Zweiten Weltkriegs trafen auch Barmen – und mit voller Wucht. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1943 wurde der Stadtteil durch einen britischen Großangriff nahezu verwüstet. 719 Bomber warfen mehr als 1.700 Spreng- und über 280.000 Brandbomben ab. Es entstand ein Feuersturm, der große Teile der Stadt zerstörte und mehr als 3.400 Menschen das Leben kostete.

Nur wenige Wochen später, in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni, folgte ein weiterer

Obendiek historisch

Heiko Schnickmann



Großangriff auf Elberfeld. Dort wurden rund 94 % des Stadtteils zerstört, über 1.800

Menschen starben. Die Luftangriffe erschütterten die Stadt und ihre Bevölkerung – physisch, seelisch, geistlich.

Auch Obendiek blieb nicht verschont. Er verbrachte viele Nächte im Bunker, stand seiner Gemeinde in Angst und Unsicherheit bei – und predigte. Trotz aller Zerstörung wurde die Immanuelskirche weiter als Ort der Sammlung genutzt. Sie war Zufluchtsort, geistliches Lager, Hoffnungsträger.

1945, kurz vor Kriegsende, traf ein weiterer schwerer Angriff den Wuppertaler Osten. Am 13. März 1945 flogen 344 Bomber einen Angriff auf die Bahnanlagen, doch auch Heckinghausen, Langerfeld und Oberbarmen wurden getroffen. Über 3.600 Spreng- und 140.000 Brandbomben fielen. Besonders tragisch war die Katastrophe im Rauenthaler Tunnel: Rund 350 Menschen hatten dort Schutz gesucht. Nur 270 überlebten.

Nach dem Ende des Krieges wurde Harmannus Obendiek 1945 zum Professor für Praktische Theologie an der neugegründeten Kirchlichen Hochschule Wuppertal berufen. Doch für ihn war das keine Abkehr von der Gemeinde. Er blieb Pfarrer in Gemark. Denn, so sagte er einmal:

„Theologie, die nicht riecht nach Taufwasser, Tränen und Tischgemeinschaft, ist keine.“

Für Obendiek war der Pfarrer das Herz der Kirche – nicht als Verwaltungsfigur, sondern als geistliche, seelsorgerliche und auch theologische Instanz. Er sprach von einem „schreibenden Pfarramt“. Pfarrerinnen und Pfarrer sollten nicht nur predigen, sondern auch öffentlich denken und das Denken der Kirche mitformen.

Er selbst war dabei das Vorbild: ein Pfarrer, der nicht nur schrieb, sondern auch zur Diskussion herausforderte. Einer, der die Liturgie ernst nahm, aber nicht ritualisierte. Der für eine Kirche stand, die sich nicht hinter dem Amt versteckt – sondern durch das Amt zum Zeugnis kommt.

Der Weg von der Kanzel zum Katheder war für ihn kein Bruch, sondern ein Auftrag: Theologie sollte aus der Gemeinde kommen und in sie zurückkehren. Wer Pfarrer war, sollte die Bibel kennen, die Zeitung lesen – und beides miteinander ins Gespräch bringen.

In diesen Nachkriegsjahren wandte sich Obendiek zunehmend der weltweiten Kirche zu. Die ökumenische Bewegung war für ihn kein Modewort, sondern Ausdruck der Einsicht, dass

Obendiek historisch

Heiko Schnickmann



Christentum größer ist als Landesgrenzen – und dass nach der Katastrophe des Nationalsozialismus ein neues, verbindendes Gespräch nötig war.

Er nahm an internationalen Konferenzen teil, baute Verbindungen zu reformierten Kirchen in den Niederlanden, der Schweiz, den USA. 1954 reiste er in die Vereinigten Staaten: Zunächst zur Reformierten Allianz nach Princeton, dann zur Weltkirchenkonferenz in Evanston – einer der großen Begegnungen der Nachkriegszeit. Obendiek war dort nicht nur als Delegierter, sondern als deutscher Theologe mit Verantwortung.

Nach der Konferenz wollte er eine Vortragsreise durch South Dakota unternehmen – gemeinsam mit seinem früheren Vikar Hans Lierhaus. Doch es kam nicht mehr dazu. Am 14. September 1954, in einem dünn besiedelten Gebiet, wurde ihr Wagen von einem LKW gerammt. Obendiek starb noch am Unfallort an schweren Kopfverletzungen.

Die Nachricht traf seine Gemeinde hart. In der Immanuelskirche wurde für ihn eine Trauerfeier gehalten. Man zitierte seine eigenen Worte:

„Der Dienst des Predigers ist ein gefährlicher Beruf. [...] Denn das ist die todbringende Versuchung, dass der Prediger sich selbst predigt.“

Obendiek hat sich nicht selbst gepredigt. Er hat durchgehalten. Er hat geprägt. Er hat getröstet – und widersprochen, wenn es nötig war. Er war kein Held. Aber er war ein aufrechter Mensch. Einer, der wusste, dass Glauben nicht bedeutet, fertig zu sein – sondern sich rufen zu lassen.

Heute erinnern wir an ihn, nicht weil er besonders laut war. Sondern weil er leise standgehalten hat. Mit Klarheit. Mit Vertrauen. Mit Haltung.

Heiko Schnickmann, Historiker, Kultur- und Umweltwissenschaftler